

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 7 (1902-1903)
Heft: 6

Nachruf: Mrs. Elisabeth Cady Stanton
Autor: Salter, William M.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unter lebhaftem Lallen und Zwitschern hatten wir sehr bald die grünen Wälder und braunen und weissen Fluren durchheilt und langten bereits um zwei Uhr in Bern an — wir kannten nämlich die Uhr schon — und in einem Entzücken über die Schönheit und Grösse dieser Stadt hatten wir rasch die geweihte Halle im Hotel „Eiger“ erreicht. Die schüchterne Zaghaftheit, mit der wir eintraten, verriet so recht unser junges Alter und seine Hilflosigkeit. Aber unsere Patin kam uns liebevoll entgegen, drückte uns fest die Hand und da geschah das Wunderbare! Da kam's über uns, etwas unendlich Grosses, Freies, Starkes, Bewältigendes: Der Geist unserer Patin, der hochverehrten Sektion Bern-Stadt.

Ein prächtiger Gesangsvortrag steigerte unser mitgebrachtes Fest- zum höchsten Wonnegefühl. Dann liebte uns Frl. Dr. Graf mit einer zärtlichen Rede, deren Inhalt ich hier nicht wiederzugeben wage; in den seligsten Momenten entgehen einem so leicht Wortlaut und Satzreihe — und die Taufstunden sind doch unbedingt die seligsten, die unsere Sektion bis dahin erlebt. „Kinder sind undankbar!“ das musste leider auch unsere gütige Patin erfahren; denn anstatt schön „danke“ zu sagen, ergoss sich unsere Präsidentin in eine Flut von Reklamationen und aufbegehrerischen Worten, die aber so fröhlich klangen, dass jedermann fühlen musste, dass sie aus lauter grosser, überströmender Liebe so scheltend sprudelten.

Den ganzen Nachmittag reihte sich nun ein Genuss an den andern, dank der grossen Mühe und Verständigkeit unserer Patin, die alles tat, ihr kleines Taufkind bei guter Laune zu erhalten: gute Bissen, den jugendlichen Hunger zu stillen, dazu ein schönes, langes Gedicht von Frl. R. Pulver, ganz extra für uns verfasst, und endlich erst das köstliche Theater! So eine „heimliche Liebe“ war einfach herrlich, und wenn man weiss, mit welcher Selbstaufopferung das Stück gedichtet, eingeübt und die Rolle des Pfarrers gespielt wurde, können wir erst gar nicht genug danken. Auch die erste Bühnenleistung mit ihrer vortrefflichen Baslerin und dem glucksenden Mädchen hat uns ergötzt. — Fröhlich und von Herzen dankbar nahmen wir Abschied von unsern vielverehrten, liebgewonnenen stadtbernischen Kolleginnen und reisten wieder unserer Heimat zu mit dem beglückenden Vorsatz, durch reiche Betätigung des uns von ihr geschenkten Geistes unserer Patin nur Freude zu bereiten. *A. Barthlome.*

Mrs. Elisabeth Cady Stanton.

Jüngst verstarb in Amerika Mrs. Elisabeth Cady Stanton, „eine der verdientesten Frauen, die den ersten Anstoss zum ersten Frauenkongress gegeben und ihn einberufen hatte“.

Sie war nicht, wie Jung Siegfried, ausgezogen mit dem Schwerte, um die Welt zu erobern; nichts lag ihr ferner, als der Vorsatz, agitatorisch zu wirken! Sie liebte ihre stille Häuslichkeit; sie war glückliche Gattin und Mutter. Sie hatte keine persönlich erlittene Unbill zu rächen. Aber sie hatte ein mitfühlendes Herz; sie unterschied sehr scharf zwischen Recht und Unrecht; sie besass einen hohen kraftvollen Geist und viel Mut, viel Glauben und viel Hoffnung; dazu einen reichlichen Vorrat guter Laune. Durch diese Eigenschaften wurde sie zur erfolgreichen Reformatorin.

Sie war noch ein Kind, als sie schon auf die hergebrachten Ungerechtigkeiten gegen die Frauen aufmerksam wurde. Ihr Vater war Anwalt und oft hörte sie in seinem Studierzimmer bittere Klagen von Frauen. Gerührt bat sie dann den Vater, schnelle Abhilfe zu schaffen. „Einmal,“ erzählt sie, „nahm er ein Buch hervor und versuchte, mir begreiflich zu machen, dass es etwas gäbe, „Gesetz“ genannt, das ihn daran verhindere, diesen Ungerechtigkeiten zu steuern. In kindlichem Zorne über diese abscheulichen und grausamen Vorschriften wollte ich es mit einer Schere aus dem Buche ausschneiden, denn ich war des Glaubens, mein Vater sei mit seinen Büchern Anfang und Ende des Gesetzes. Als die Angestellten meines Vaters ihm erzählten, was ich seiner Bibliothek antun wollte, machte er mir begreiflich, wie töricht meine kindische Rache gewesen wäre, und erklärte mir, dass man es anders angreifen muss, um schlechte Gesetze zu ändern. Da gelobte ich, später die so notwendigen Aenderungen herbeiführen zu helfen, und dieses Gelübde habe ich gehalten.“

Wie sie 11 Jahre alt war, starb ihr Bruder, als er eben seine Studien beendet hatte; ihr Vater war untröstlich. Hingerissen von Liebe, Mitgefühl und jugendlichem Feuer, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und sagte: „Ich will versuchen, alles das, was mein Bruder getan hätte, an seiner statt auszuführen.“ Und sie warf sich mit Eifer auf das Studium, lernte Griechisch und erhielt das beste Abgangszeugnis ihrer Klasse. Jetzt wurde ihr wieder der Unterschied in der Behandlung von Mann und Frau fühlbar: die Universität, an der ihr Bruder studiert hatte, war ihr verschlossen. So musste sie sich mit der Ausbildung in einem Mädchenseminar begnügen und studierte später viel zu Hause und im Bureau ihres Vaters.

Um diese Zeit erwachte die Bewegung zur Aufhebung der Sklaverei; sie schloss sich dieser Bewegung an und schloss zugleich den Ehebund mit einem sklavenfreundlichen Journalisten und Redner. Sie begleitete ihren Gatten nach London, wo er als Delegierter an einer Antisklaverei-Versammlung teilnahm; hier wurde ihre Empörung neu angefacht, da sie sehen musste, wie den weiblichen Delegierten — und es waren hervorragende Verfechterinnen der Sklavensache da, wie Lady Byron und Lucretia Mott — Sitz und Stimme in der Versammlung verweigert wurde. In jenen Tagen hatte die Frau das Recht nicht, öffentlich aufzutreten, — es sei denn im Theater, in der Oper oder im Konzertsaal. Die Frau durfte das Publikum ergötzen — weiter nichts. Erfahrungen, wie diese, trieben Mrs. Stanton in ihre bekannte öffentliche Tätigkeit. Es war nicht persönlicher Groll, nicht einmal Voreingenommenheit für ihr eigenes Geschlecht; es war das tief empfundene Gefühl, die Menschheit als solche werde nicht mit dem ihr gebührenden Respekt behandelt, — die Menschheit insgesamt, die nicht durch den Mann allein, so wenig wie durch den weissen Mann allein, vertreten wird.

In ihrer Verteidigung der Frau übernahm Mrs. Stanton eine echte Führerrolle. Sie verlangte nicht nur ihre Rechte als Frau, sondern sie machte auch Anspruch auf die politischen Rechte. Ihre ersten Mitkämpferinnen, wie Mrs. Mott und Miss Anthony, widersetzten sich anfangs so weitgehenden Forderungen. Miss Anthony fand die Idee des Frauenstimmrechtes überaus lächerlich. Doch der Eifer und die überzeugende Logik von Mrs. Stantons Gründen bekehrte beide mit der Zeit. Mrs. Stantons Tätigkeit als „Frauenrechtlerin“ war äusserst umfassend und vielseitig. Sie reichte Petitionen und Adressen an gesetzgebende Körper ein, schrieb Bücher und Beiträge an Zeitungen und Zeitschriften, sprach

in Versammlungen und bei allen möglichen öffentlichen Gelegenheiten — erzog zudem sieben Kinder und übte in ihrem Hause eine weitherzige, liebenswürdige Gastfreundlichkeit — es war ein reiches, volles Leben.

(Hier können wir die Beschreibung des ersten von ihr veranstalteten Frauenkongresses einschalten, die wir nicht dem amerikanischen Autor dieser Lebensbeschreibung verdanken, sondern einem der Bücher entnommen haben, die Frl. Stauffer in so liebenswürdiger Weise in der „Lesemappe“ zirkulieren lässt.)

„Ich versichere Sie, meine Freunde,“ erzählt Mrs. Stanton, „ich war entzückt vom Verlaufe des Kongresses. Ich hatte die Konstitution und die Unabhängigkeitserklärung gelesen und den Genius unserer Regierung verstanden; ich hatte die Meinungen grosser Männer gelesen und ich fand, dass sie zu Gunsten des Frauenwahlrechts gesinnt sind. Nun, sagte ich, wird die Welt unser Argument sofort acceptieren. Es ist gerecht und jedermann muss das sofort einsehen. Denken Sie sich nun mein Erstaunen nach der Freude, die ich über den Erfolg hatte, denn wir hatten ein volles Haus. Lucretia Mott und ihre Schwester Martha C. Wright und andere hatten wundervolle Reden gehalten, und wir hatten einen brillanten Vorsitzenden, James Mott, den Gatten von Lucretia Mott, einen stattlichen und distinguierten Mann. Da erhielten wir nach einigen Tagen die Zeitungen. Ich glaube, jede einzelne Zeitung vom Staate Maine bis Louisiana veröffentlichte unsere Erklärung mit Kommentaren und zog die ganze Sache ins lächerliche. Ich war paff. Es war mir nicht eingefallen, dass irgend etwas an der Sache lächerlich gemacht werden könne. Mein guter Vater, der damals am obersten Gerichtshof in New-York war, nahm, als er davon hörte, den Nachtzug nach Seneca Falls, um zu sehen, ob ich verrückt geworden wäre. Wenn ich nicht eine besonders gute Konstitution und ein glückliches Temperament gehabt hätte, ich glaube, ich wäre in ein Irrenhaus gesteckt worden. Von allen Seiten hörte ich nichts als „lächerlich“. Viele Frauen, die im ersten Enthusiasmus ihre Namen unter die Erklärung gesetzt hatten, zogen sie nach wenigen Tagen zurück. Die Männer waren konsterniert über ihre Mütter, Schwestern und Frauen. Die Demütigung, die ich fühlte, war unbeschreiblich... Lächerlich machen war die Hauptwaffe der Presse. Wir wurden in allen Blättern so karrikiert, bis die Mehrzahl der Leute wirklich glaubte, Frauen, die als Rednerinnen auftreten, hätten Hörner und Klauen... Und heute, nach 40 Jahren, haben wir das schönste Gebäude der Kapitale, eine grossartige Zuhörerschaft und die schmeichelhaftesten Notizen seitens der Presse von einem Ende der Welt bis zum anderen. Das ist eine grosse Ermutigung.“

Besondere Bedeutung erhält Mrs. Stantons Persönlichkeit dadurch, dass sie die moderne fortschrittliche Bewegung in ihrer Gesamtheit erfasste. Sie war nicht Verfechterin der Frauenfrage allein; wie schon gesagt, trat sie für Aufhebung der Sklaverei ein; sie nahm Teil am Kampfe für die Temperenz, für den Achtstundentag, für Unterdrückung des Wuchers, für die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen, für kooperative Industrie, für internationale Schiedsgerichte und für den Frieden, und, last not least, für eine geläuterte Religion. Ueberall war sie für Licht und für Moral. Sie sah, wie die Fäden des Guten ineinander verschlungen sind und wie die Fäden des Schlechten zu einem einzigen Gewebe zusammen laufen. Sie sah z. B., wie die Unterdrückung der Frau durch Zitate aus der Bibel gerechtfertigt wurde, und so erstellte sie eine Sammlung aller Bibelstellen, die von der Frau handeln und kommentierte die Stellen, die von der Frau geringschätzig reden. Sie wünschte auch, dass

aus der Bibel alle jene Stellen entfernt würden, die Ueberbleibsel der Unwissenheit, des Aberglaubens und einer wenig entwickelten Moral sind, und dass nur die erhabenen Erklärungen, die Lehren einer höheren Moral, alle poetisch, wissenschaftlich und philosophisch wertvollen Kapitel beibehalten würden. Durch das offene Aussprechen ihrer Gedanken über diesen Gegenstand machte sie sich Feinde; aber dies ist immer der Fall.

Klein ist die Zahl derer, die mit unentwegtem Blick ins Leben sehen, und die es in seiner Ganzheit so erschauen. Sogar die meisten führenden Geister sind einer einzigen Idee blindlings ergeben. Deshalb, sage ich, lasst uns diese grossherzige, weitblickende Frau um so höher ehren — sie gehört zu den wahren Pfadfindern der Menschheit in unserer modernen Zeit.

Nach dem Englischen des William M. Salter (Ethics).

Mitteilungen und Nachrichten.

Geschenke. Von Fräulein Sophie Heim, ehemals Lehrerin des Italienischen an der höhern Töchterschule in Zürich Fr. 50.

Von einer anonymen Freundin aus Chur Fr. 12. — Den freundlichen Geberinnen wird im Namen des Vereins der herzlichste Dank ausgesprochen.

Erwiderung. Dass der schwere Vorwurf, der der Lehrerschaft in Nr. 4 der „Lehrerinnen-Zeitung“ in „Ein Urteil aus dem Volke über die Schulzeugnisse“ gemacht wird, so ganz stillschweigend übergangen werde, besonders da betreffende Einsenderin, obschon selber Lehrerin, denselben zu billigen scheint, will mir nicht gefallen, deshalb diese Erwiderung. — Jedenfalls hat dieser Mann, „welcher sich im Leben durch feine Beobachtungsgabe und scharfen Verstand bemerkbar macht,“ keine Ahnung von der Schwierigkeit, 60—70 Schülern Zeugnisse auszustellen. Denn je gewissenhafter und gerechter dieselben ausgestellt werden, desto grösser die Schwierigkeiten, die eigene Verantwortlichkeit und auch desto grösser die Gefahr, von blinden Eltern nun als ungerecht und „partiisch“ verschrien zu werden, wie betreffende Einsenderin ja selbst zugibt.

Wie schwer ist es schon für Eltern, ihren eigenen Kindern immer und überall gerecht zu werden, die sie doch von frühster Jugend an beobachten, studieren und erziehen konnten. Um wie viel schwerer muss es der Lehrerin, dem Lehrer werden, seinen 60—70 Schülern gerecht zu werden, über die er sich sein Urteil grösstenteils in den kurzen Unterrichtsstunden bilden muss, da die Kinder sowieso unter der Autorität des Lehrenden stehen, und ihre verschiedenen Charaktereigenschaften viel weniger offen zu tage treten, als dies daheim zu geschehen pflegt. Da mag es denn vorkommen, dass dank der Autorität des Lehrenden auch „wahre Unfläte von Schülern“ dennoch die Note 1 im Betragen davon tragen können, (doch gewiss für beide Teile ein *ehrendes* Zeugnis). Wir haben doch vorerst, ob leider oder glücklicherweise bleibe dahingestellt, das Betragen unserer Schüler in der *Schule* zu beurteilen; in der Zwischenzeit sollte die *elterliche* Gewalt und Autorität für das anständige Betragen der Jungmannschaft sorgen und sich dafür verantwortlich fühlen; aber gar gerne wird in dieser Beziehung die Verantwortung der Schule überlassen.

Zu der weitem Behauptung, es komme „oft“ vor, dass „Schüler mit tüchtigen Leistungen fortwährend schlechte Zeugnisse erhalten,“ erlaube ich mir, ein